



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

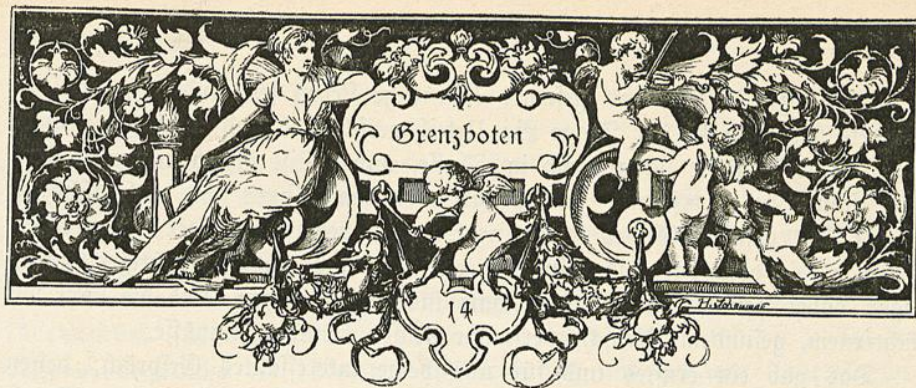
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Frauenfrage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Frauenfrage

Quieta non movere

Ruhendes soll man nicht bewegen;
Aber man soll auch die leisen Gewalten,
Die sich unter der Decke regen,
Nicht zu lange für „Stille“ halten.

Robbe



iner meiner Freunde führt in unsrer Stadt und sogar darüber hinaus den seltsamen Beinamen Tanti. Er teilt alle Menschen, die in den Bereich seiner Beurteilung kommen, in zwei Klassen ein, in solche, die tanti sind, und in solche, die es nicht sind. Alle Welt weiß, was er damit meint. Für tanti hält er die, die in dem Wirkungsbereich, in den sie gestellt sind, ihre Sache verstehen und ihrer Aufgabe gewachsen sind. Alle andern sind nicht tanti, besonders nicht die Schwäger, die Windhunde und die eiteln Großsprecher und konventionellen Scheinmenschen. Daß mein Freund selbst in seinem Berufe tanti ist, darüber giebt es nur eine Stimme bei Freund und Feind.

Mein Freund Tanti ist ein Grenzbotenleser, und ich kann ihn auch wohl als Grenzbotenfreund bezeichnen. Freilich ist ihm nicht jeder Aufsatz und jedes Wort recht, und zuweilen räsonniert er darüber, daß dieser oder jener Verfasser eines Aufsatzes nicht tanti sei. Wieweit er damit im Rechte ist, mag dahingestellt bleiben, denn tanti sein bleibt immer ein relativer Begriff, und mein Freund Tanti ist der letzte, der sich in aller und jeder Frage für tanti halten wollte. Aus Anlaß der jüngst in den Grenzboten gestreiften Frauenfrage*) kamen wir kürzlich in ein eingehendes Gespräch über diese. Seltsamerweise machten wir beide den Vorbehalt, daß wir uns auf diesem Gebiete nicht recht tanti fühlten. Und damit mögen wir wohl beide Recht gehabt haben. Aber darin waren wir doch einig, daß die Sache selbst von größter Wichtigkeit

*) Grenzboten 1899, Nr. 50, S. 588, Anmerkung; 1900, Nr. 3, S. 151 ff.
Grenzboten II 1900

für unser soziales und das gesamte öffentliche Leben sei, und daß sich jeder gebildete Deutsche in der Frage ein Urteil verschaffen und Stellung nehmen müsse. Gewiß ist die Frage noch im Flusse, und sie ist in ihrem ganzen Umfange schwer zu übersehen. Wenn wir in diesem Sinne uns auch nicht zutrauten, das gesamte Gebiet der Frauenfrage zu beherrschen oder sie zu lösen, so kamen wir doch darin überein, daß es sich um eine Reihe wichtiger Einzelfragen dabei handle, denen man scharf ins Gesicht sehen, und die man mit nüchternem, gesundem Menschenverstande prüfen könne und müsse.

Das gab ein ernstes und für uns beide interessantes Gespräch, dessen Niederschlag ich notiert habe. Und da die von uns durchgesprochenen Einzelfragen ohne Zweifel heutzutage viele Männer und Frauen bewegen, so mögen die Ergebnisse unsrer Unterhaltung in aller Bescheidenheit hier folgen.

Im Laufe des letzten Jahres ist auf dem Gebiete der Frauenfrage anscheinend eine gewisse Beruhigung eingetreten. Die Forderungen der Frauenrechtler und Frauenanwälte sind zwar nicht verstummt, sie mögen indessen immerhin weniger stürmisch und weniger laut aufgetreten sein. Es wäre aber eine Täuschung, anzunehmen, daß damit die Frage selbst von der Tagesordnung der öffentlichen Erörterung zu verschwinden begonnen hätte. Die Frage besteht und ist im wesentlichen ungelöst. Sie ist eine der großen Kulturfragen der Zeit, die wohl zeitweise einmal mehr oder weniger in den Hintergrund treten können, die aber immer wieder mit naturnotwendiger Gewalt hervorbrechen werden, bis eine dem innersten Wesen unsers Volkstums entsprechende Lösung wenigstens angebahnt und in den Gemütern mächtig geworden sein wird. Die augenblickliche größere Ruhe ist nur Schein.

Zwei große Strömungen muß man in der heutigen Frauenbewegung begrifflich und praktisch scharf auseinanderhalten, und das um so mehr, als sie absichtlich und unabsichtlich, bewußt und unbewußt vielfach miteinander vermengt werden und dann ineinanderzufließen scheinen. Das ist einmal die Forderung der Frauenemanzipation, der sozialen, politischen, rechtlichen Gleichstellung der Frau mit dem Manne, und sodann das Verlangen nach Erweiterung der anständigen Erwerbsthätigkeit für Frauen.

Die ganze Emanzipationslehre ist, wie Treitschke sagt, verrückt.*) Was von der Natur so grundverschieden angelegt und entwickelt ist, wie die beiden Geschlechter, läßt sich schlechterdings nicht als gleichartig behandeln. Wenn die Sozialdemokraten einstweilen die Frauenemanzipation unter ihre Flügel nehmen, so geschieht das, um sich das höchst wertvolle Agitationsmaterial der unzufriednen, begehrlichen und durch Logik nicht genierten Weiber nicht entgehen zu lassen. Überdies hat die ganze sozialdemokratische Treiberei in der gleißenden Betonung der angeblichen absoluten Gleichheit der Menschen denselben unvernünftigen und unnatürlichen Zug wie das Geschrei nach rechtlicher und poli-

*) Vgl. Politik von Heinrich von Treitschke. Leipzig, Hirzel, 1897. Erster Band, Seite 242.

tischer Gleichstellung der Frau mit dem Manne. Es ist nur zum verwundern, daß dieser Gleichheitsschwindel überhaupt noch so viel Zugkraft zeigt, nachdem er seit der französischen Revolution geschichtlich gerichtet und abgethan ist. Von den drei großen Revolutionslosungen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit haben die erste und die letzte, cum grano salis verstanden, einen guten Sinn, und es läßt sich verstehn, daß Menschen, ja Völker dafür in den Tod gehn. Aber die Lehre von der absoluten Gleichheit ist von vornherein unsinnig, weil widernatürlich. Nicht zwei Menschen sind einander gleich, und die völlig berechtigten Ansprüche der Menschen auf Wahrung und Achtung ihrer Individualität, der instinktive Widerwille gegen alle schablonenhafte Gleichmacherei, alles das ist nichts andres, als ein natürlicher Protest gegen die widernatürliche Lüge der absoluten Gleichheitstheorie. Am allerverkehrtesten ist die immer wieder auftauchende Behauptung der Gleichheit von Mann und Weib. Man braucht dabei gar nicht von der landläufigen Annahme der Inferiorität des Weibes auszugehen. Im Gegenteil. Die Frau ist in gewissen Potenzen dem Manne zweifellos überlegen, und sie ist ihm sittlich gleichwertig. Ebenso zweifellos ist aber das weibliche Geschlecht nach bestimmten andern Richtungen hin das schwächere. Grundverschieden ist die weibliche Natur jedenfalls von der männlichen physiologisch, psychologisch, leiblich, seelisch und geistig. Diese Verschiedenheit läßt sich nicht ausgleichen, und weil sie naturgesetzlich besteht, so sind alle Versuche, das Weib dem Manne im Sinne des Rechts gleichzustellen, grundverkehrt und nicht nur aussichtslos, sondern sie schlagen der Kultur ins Angesicht und rächen sich bitter an dem Volkstum, das sich dieser unnatürlichen Bestrebungen nicht mit sittlicher Kraft zu erwehren weiß. Immer sind es Zeiten der sinkenden Kultur gewesen, Zeiten der Lockerung aller Bande der Sitte und Zucht, in denen die verlognen Emanzipationstheorien vorübergehend Boden zu gewinnen schienen. Mit Recht sagt Treitschke: „Das natürliche Gefühl der Menschen hat zu allen Zeiten beide Geschlechter auseinander gehalten, und die verschiedne Tracht der Männer und der Weiber ist ein immer wiederkehrender Protest der menschlichen Kultur gegen die verrückte Emanzipationslehre.“ Seltsam genug, daß sich gerade in unsrer Zeit diese thörichte Annatur mit verstärkten Ansprüchen wieder ans Licht wagt. Freilich bei uns in Deutschland immer noch weniger zahlreich und unverfroren, als in England und Amerika. Noch ist glücklicherweise unsre deutsche Kultur zu stark und zu gesund, als daß von diesem rüden und radikalen Flügel der Frauenbewegung eine unmittelbare Gefahr zu besorgen wäre. Noch sind doch die deutschen Frauen, die dafür eintreten, ziemlich vereinzelt geblieben, und diese emanzipationslüsternen Vorkämpferinnen wirken auf die Menge der deutschen Frauen durchweg mehr abschreckend als verführerisch. Noch kann man mit gutem Grunde behaupten, daß die deutsche Frau hohen, mittlern und niedern Standes der Emanzipationsbewegung fast verständnislos, sicher aber abweisend, ja mit Verachtung und Entrüstung gegenübersteht. Ein gutes und hoffnungreiches Zeichen der Zeit beim Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.

Freilich sind die Grenzen auch auf diesem Gebiete flüchtig geworden. Unklare Gedanken, die in ihren tiefem Ausgangspunkten und mit ihren Konsequenzen weit in die Unnatur der Emanzipationstendenzen hineinreichen, spielen mit größerer oder geringerer Klarheit auch in die relativ berechtigten Strömungen der Frauenbewegung hinein. Und diese Verquickung gesunder Bestrebungen mit falschen Gedanken ist es vornehmlich, wodurch die Gewinnung eines nüchternen Urteils über die heutige Frauenbewegung erschwert wird.

Relativ berechtigt ist das Verlangen nach einer Erweiterung der anständigen Erwerbshätigkeit für weibliche Personen. In allen Kulturvölkern überwiegt die Zahl der Frauen notorisch die der Männer, in Preußen um rund eine Million. Und noch immer wächst dieser Überschuss des weiblichen Geschlechts in steigender Progression. Eine der wirksamsten Ursachen dieses Mißverhältnisses ist die erschwerte Gründung eines Hausstands in den sozial und wirtschaftlich besser gestellten Klassen. Wir sind, volkswirtschaftlich angesehen, reicher geworden. Aber mit der Güterproduktion und ihrer ertragreichen Verwertung, mit dem kaum je dagewesenen Aufschwunge des Volkswohlstands ist auch die Kluft zwischen Begüterten und Minderbegüterten größer geworden, und neben der steigenden Wohlhabenheit der Industrie und des Handels, sowie gewisser Zweige der geistigen Produktion lassen sich die vielfachen Klagen über die Not der Landwirtschaft, der Gutsbesitzer und Bauern nicht überhören und für große Bezirke nicht als unbegründet, zuweilen nicht einmal als übertrieben bezeichnen. Wohl aber hat sich der Kaufwert des Geldes verringert, und die auf eine zwar sichere, aber fest beschränkte Geldeinnahme angewiesenen Berufe, namentlich der Beamten- und Gelehrtenstand leiden darunter um so empfindlicher, als durch die größere Menge des zirkulierenden Geldes die Ansprüche an den einzelnen Haushalt, an seine Lebenshaltung allmählich in früher ungeahnter Weise gesteigert worden sind. Diese Steigerung aber folgt festen wirtschaftlichen Gesetzen. Der einzelne kann sich ihr, wenn sie ihm bewußt wird, meist nur schwer, oft — auch beim besten Willen — überhaupt nicht entziehen. Daraus erwachsen dann die Mißstände depravierender Geldheiraten, und soweit es dazu nicht kommt oder kommen kann, die sittlichen und sozialen Gefahren eines in erschreckendem Umfange zunehmenden freiwilligen oder unfreiwilligen Eölibats der Männer. Daraus aber ergibt sich auf der andern Seite eine unverhältnismäßig und unnatürlich große Zahl unverheiratet bleibender Frauen. Diese müssen wohl oder übel nach Lebensberufen suchen, um sich ein anständiges Durchkommen zu verschaffen. Der Ausdruck dieses Suchens und des stürmischen Anspruchs auf staatliche und gesellschaftliche Hilfe dabei ist die moderne Frauenbewegung. Es ergibt sich hieraus von selbst der verwickelte Komplex sittlicher, psychischer, physischer, politischer, sozialer, wirtschaftlicher und Erziehungsfragen, der sich unter dieser allgemeinen Bezeichnung verbirgt.

Also Erweiterung der weiblichen Berufe. „Der eigentliche Beruf des

Weibes, sagt Heinrich von Treitschke mit Recht,^{*)} wird zu allen Zeiten das Haus und die Ehe sein. Das Weib soll Kinder gebären und erziehen. Ihrer Familie soll die Frau den lautern Quell ihrer fühlenden, liebevollen Seele spenden, Zucht und Sitte, Gottesfurcht und heitre Lebensfreude nähren und pflegen. Nur so wird das Weib segensreich wirken. Freilich kann sie das nicht in der Ehe des sozialdemokratischen Normalstaats der Zukunft, der Mann und Weib dieselbe Thätigkeit geben will, wie sie in heutigen Fabriken manchmal dieselbe Beschäftigung haben. Dadurch hat das Weib eine scheinbare Gleichberechtigung mit dem Manne. Es ergiebt sich aber damit auch von selbst die Auflösung aller häuslichen Liebe und Zucht, und die Ehe verwandelt sich in ein Konkubinat. Es entstünde auf diese Weise nur eine gewaltsame und künstliche Gleichberechtigung; denn darauf, daß der Mann die Ernährung, die Frau die Erziehung und Ordnung im Hause leitet und bei der Produktion nur nebenbei hilft, darauf beruht die Festigkeit des häuslichen Bandes bei den meisten Menschen. Wer wirklich ein Herz hat für die untern Stände, der wird umgekehrt zu dem Schluß kommen, daß es Aufgabe der Sozialpolitik ist, soviel wie möglich dafür zu sorgen, daß gar keine Frauen mehr in den Fabriken thätig sind. Es muß dahin kommen, daß der Fabrikarbeiter durch seine Arbeit allein genug erwirbt, um seine Familie ernähren zu können. Daß aber die Frau in die Fabrik geht, und daß damit die Mahlzeit und alle Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens fortfallen, führt zur völligen Zerstörung der Ehe.“

Welcher nüchterne, gesittete Freund des Volkes möchte dieser gesunden Auffassung nicht beipflichten? Wenn aber Millionen Mädchen unter den heutigen Verhältnissen überhaupt nicht heiraten können, so bleibt nichts andres übrig, als nach einem annähernd befriedigenden Ersatz ihres natürlichen Berufs und nach einem anständigen und schicklichen Erwerbe für sie zu suchen, der ihnen den nötigen Lebensunterhalt zu gewähren vermag.

Die Verhältnisse, aus denen sich dieses Drängen nach Erweiterung der anständigen Erwerbsthätigkeit für Frauen ergiebt, datieren nicht von gestern und heute. Sie haben sich — anfänglich kaum bemerkt und schwer erkennbar — parallel mit dem Umschwunge unsers ganzen wirtschaftlichen und sozialen Lebens innerhalb der letzten zwei Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ganz allmählich entwickelt. Damit ist denn auch ganz natürlich ebenso allmählich schon eine Erweiterung der Frauenarbeit eingetreten. Frauen leisten heutzutage eine ungeheure Menge produktiver Arbeit, auch solcher, woran die Frau des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht gedacht hat und zum Teil auch nicht denken konnte. Freilich thun — und das ist die Rückseite der Medaille — Frauen heutzutage viele Arbeit nicht mehr, die sie nach ihrer natürlichen Anlage und Bestimmung in früherer Zeit in weit größerem Umfange gethan haben. Ein großer Teil der heute unter der Flagge der Frauenfrage geführten Kämpfe

^{*)} Treitschke, Politik, erster Band, Seite 258.

bewegt sich um die Entscheidung, wie der Kreis der den Frauen zugänglichen, für sie schicklichen und von ihnen gesuchten Arbeit abzugrenzen sei. Im Zusammenhange damit stehn dann die Fragen der Frauenerziehung, der Frauenbildung und der Berufsvorbildung der Frauen, um die der Kampf am wildesten getobt hat und noch tobt.

Hier muß man, um ein Urteil zu gewinnen, auf Einzelheiten eingehn. Man muß die verschiedenen Arten und Zweige der Frauenarbeit auf ihre Schicklichkeit, ihren Umfang, ihre geschichtliche Entwicklung, ihren Kulturzusammenhang und Kulturwert näher ansehen. Selbstverständlich kann das hier nicht erschöpfend geschehn. Wir müssen uns auf einzelne typische und im Vordergrunde des allgemeinen staatlichen und gesellschaftlichen Interesses stehende Gruppen beschränken.

Zwar nicht nach ihrer Bedeutung für die Frauenfrage im Sinne der über diese zur Zeit schwebenden öffentlichen Erörterungen, wohl aber nach ihrer Zahl stehn hier im Vordergrunde die Mädchen und Frauen des sogenannten vierten Standes, oder wie man sich — nicht ganz zutreffend — auch wohl auszudrücken pflegt, der arbeitenden Klassen. In Bezug auf sie ist für das platte Land, für die Frauen und Töchter der landwirtschaftlichen Arbeiterbevölkerung von einer Frauenfrage glücklicherweise kaum die Rede. Auf dem Lande bestehn vielfach noch naturalwirtschaftliche Verhältnisse. Wenn auch nicht mehr in dem frühern Umfange spielt hier die unmittelbare Selbstversorgung der Familie noch immer eine große Rolle. Dabei haben sich die Frauen von jeher sowohl an der Rohproduktion wie an der Stoffverarbeitung in sehr erheblichem Maße beteiligt. Und diese Beteiligung läuft im großen und ganzen auch heute noch in altgewohnten Bahnen. Frauen und Mädchen helfen hier in allerhand körperlicher, auch schwerer Arbeit nach wie vor. Sie freien und werden gefreit in wesentlich gleicher Zahl wie früher, und man wird hier von einem merklich größern Prozentsatze ehelos bleibender Mädchen im Vergleich zu der Zeit vor fünfzig Jahren kaum reden können. Für die landwirtschaftlichen Arbeiterinnen giebt es eine Frauenfrage im modernen Sinne nicht, weder für die weiblichen Dienstmoten, noch auch für die Lohnarbeiterinnen auf dem Lande. Allerdings machen sich auch hier moderne Züge einer allmählich hereinflutenden Dissolution bemerklich. Mehr als früher gehn auch Mädchen und Frauen mit den Männern auf die Wanderschaft, um lohnendere Arbeit zu suchen. Unter den sogenannten Sachfengängern finden sich neben den Männern viele Tausende von Frauen und Mädchen. Die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, liegen nahe genug. Aber zum großen Teil kehren sie gleich den Männern nach der Ernte-, Rüben- und Kartoffelkampagne in die Heimat zurück. Für sie kommt es wesentlich darauf an, daß sie durch eine gute Volksschule kraft der allgemeinen Schulpflicht geistig und leiblich, religiös und sittlich in verständiger Weise erzogen werden. Wenn sie heranwachsen, so übernimmt neben der Schule die Mutter und der elterliche Haushalt die Ausbildung in den weiblichen Tugenden und Fertigkeiten, deren sie als künftige Frauen und Mütter bedürfen. Es bedarf nicht der Bevormundung, daß auch in diesen Verhält-

nissen noch genug und übergenuß zu wünschen übrig bleibt, und daß hier große und für die gesunde Entwicklung des Volkslebens entscheidende Aufgaben, namentlich auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung noch ungelöst oder doch ungenügend gelöst vor uns liegen, Aufgaben, deren Verknennung und Vernachlässigung sich bitter rächen müßte. Aber von dem, was man heutzutage die Frauenfrage nennt, liegen diese Verhältnisse zur Zeit immerhin noch ziemlich weit ab, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch diese Schichten der weiblichen Bevölkerung beim Fortschreiten des Staats und der Gesellschaft auf verkehrten Wegen noch einmal sehr merklich in den Bereich der Frauenfrage hineingeraten können und werden. Darauf näher einzugehn bietet aber die Erörterung der heutigen Frauenfrage zunächst keinen genügenden Anlaß.

Ganz anders liegt die Sache bei der weiblichen Bevölkerung der sogenannten arbeitenden Klassen in den Städten und Industriebezirken, oder um die Gruppen, die hier in Betracht kommen, gleich bei dem rechten Namen zu nennen, bei den städtischen weiblichen Dienstboten, den Fabrikarbeiterinnen und dem weiblichen Arbeitspersonal der Hausindustrie. Von diesen Gruppen läßt sich heute leider nicht mehr mit Grund behaupten, daß sie höchstens an der Peripherie der Frauenfrage stünden.

Statistisch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Zahl der weiblichen Dienstboten, und nicht etwa bloß der guten, im Abnehmen begriffen ist, eine Erscheinung, deren Gründe nahe genug liegen. Der Begriff des Dienens ist allmählich in Mißkredit gekommen. Das Verständnis für die Würde des Dienens verschwindet mehr und mehr. Es versteht sich von selbst, daß daran nicht die Volksschichten, aus denen das weibliche Gefinde hervorgeht, die alleinige Schuld tragen; ja es ist sehr wahrscheinlich, daß der größere Anteil an dieser Schuld und an der Dienstbotennot überhaupt auf der Seite der Dienstherrschaften liegt. Die Dienstbotenfrage läßt in einen wahren Abgrund moderner sozialer Not, Schuld und Verkümmern sittlicher Begriffe schauen. Darüber ließe sich ein Buch schreiben, und es sind auch schon Bücher darüber geschrieben worden. Hier kommt es uns nur darauf an, die Tatsache hervorzuheben, daß aus der Verachtung des Dienens in den Klassen, aus denen sich die weiblichen Dienstboten ergänzen, ein sich immer schneller vollziehendes Hinabgleiten des weiblichen Gefindes in die Zahl der Fabrikarbeiterinnen und hausindustriellen Arbeiterinnen erwächst. Diese Mißachtung des Dienstbotenverhältnisses beruht nicht bloß auf verkehrten sittlichen Begriffen, sondern zugleich auf weitverbreiteten wirtschaftlichen Irrtümern. Die Mädchen, die nicht dienen wollen und lieber in die Fabrik gehn oder gewerbliche Hausarbeiterinnen werden, täuschen sich in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen über die wirtschaftliche Lage, der sie entgegen gehn. Das Dienstbotenverhältnis gewährt ihnen nicht nur einen unvergleichlich größern persönlichen Schutz und sittlichen Halt, sondern auch, ganz abgesehen davon, daß der Gefindedienst eine unvergleichlich gute Schule der Erziehung und Vorbereitung für den künftigen eignen Hausstand bietet, durchschnittlich einen weit gesichern Lohn, bessere Ernährung, Wohnung, ja selbst Kleidung, kurz, eine bessere wirtschaftliche Lage, als

sie sich solche durch freie gewerbliche Arbeit zu verschaffen vermögen. Dies alles kann hier nicht eingehender ausgeführt werden, aber diese Andeutungen genügen, die Einbeziehung der weiblichen Dienstboten in die moderne Frauenfrage als begründet erscheinen zu lassen. Und hier ist ein Punkt, wo der namentlich von sozialdemokratischer Seite, leider aber auch von nicht wenigen Frauenvereinen nichtsozialistischem Gepräges propagierte Unsinn der Emanzipationsphrasen einsetzt, um die Mädchen und Frauen der dienenden Klasse mit wahrhaft dämonischen Verführungskünsten zu bethören. Die freien Fabrikarbeiterinnen sind mit verschwindenden Ausnahmen von ihrer eignen Familie völlig und in der weitaus größern Mehrzahl von jedem Familienverbände und Familienanschluß losgelöst, und wo sie sich etwa noch in Bezug auf Wohnung und Kost an eine andre Familie anlehnen, sind sie auch für diese in der Mehrzahl der Fälle nur ein Objekt schonungsloser wirtschaftlicher Ausbeutung. Morgens gehn sie in die Fabrik, mittags ins Speisehaus, in die Volksküche oder Butike, und nach Feierabend ist ihr Ziel der Tanzboden, das Tangelangel oder die Musikkeipe. Dorthin und an die Verkaufsstellen des elendesten Kleidungs- und Fußsitters tragen sie den sauer verdienten Lohn, lechzend nach den Emotionen der Vergnügungen, die weder Freude noch Befriedigung gewähren und mit ihrem schalen Gifte Leib und Seele auszehren und verderben. Auf diesem Boden und in den von fanatischen Hezern und Hezerinnen geleiteten Weiberverfassungen erwächst dann der glühende Haß und Neid gegen die besitzenden Klassen und gegen die noch bestehende soziale und bürgerliche Ordnung. Hier liegt die Hochburg des unglücklichen weiblichen Proletariats, gar nicht zu gedenken der Gefahren des immer weiter abwärts sinkenden sittlichen Bewußtseins und des Verlustes der Scham und aller natürlichen, edlern, weiblichen Instinkte. Verhältnismäßig treten nur wenige der freien Fabrikarbeiterinnen in die Ehe. Aber auch wo dieses geschieht, wirkt die Summe der unnatürlichen Verhältnisse hindernd und zerstörend in der Ehe weiter. Ein geordnetes Familienleben kommt selten zu stande, und der Nachwuchs aus diesen Ehen verfällt dem Fluche der unnatürlichen und unreinen Verhältnisse, unter denen sie geschlossen und geführt werden, noch schneller und sicher als die Eltern. Konkubinat und Prostitution sind die Sumpfpflanzen, die hier ihren Nährboden finden.

Fast in noch schrecklichem Umfange als die eigentlichen Fabrikarbeiterinnen leiden unter diesen entsetzlichen Zuständen die Frauen und Mädchen in der Hausindustrie, wenigstens in gewissen Zweigen des Hausgewerbes, wie die Hausarbeiterinnen für die Konfektionsgeschäfte, die Mäntel- und Hemdennäherinnen, die Strickerinnen und Stickerinnen und ähnliche. Hier ist die Konkurrenz schon um deswillen größer, weil sich hier Frauen und Töchter besser gestellter Familien, ohne daß es öffentlich bemerkt wird, einen Nebenverdienst zu verschaffen suchen, und weil diese, da sie auf diesen Erwerb ihrer Hände nicht ausschließlich angewiesen sind, mächtig auf die Höhe des Lohns drücken. Die Zustände auf diesem Gebiete sind zum Teil geradezu unbeschreiblich; es kann sie sich auch jeder selbst wenigstens annähernd ausmalen. Andererseits

darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich auf dem Gebiete der häuslichen gewerblichen Frauenarbeit auch Lichtblicke zeigen, die bei den eigentlichen Fabrikarbeiterinnen fast ganz fehlen. Es giebt hier zahlreiche Fälle, wo ein geordnetes Familienleben durch gewerbliche Hausarbeit von Frauen aufrecht erhalten wird. Verarmte Familien ermöglichen nicht selten durch diese verborgne Arbeit ihre Existenz. Mütter mit erwachsenen oder heranwachsenden Töchtern fristen dadurch nicht bloß ihr gemeinsames Familienleben, sondern nicht selten gelingt es der sich rastlos abmühenden Wirtschaftlichkeit solcher Frauen, sich zu einer einigermaßen gesicherten Lage emporzuarbeiten, ja sogar eine gewisse Selbstständigkeit zu erreichen, wie dies namentlich bei Schneiderinnen, Näherinnen, Flickerinnen und namentlich Wäscherinnen und Aufwärterinnen öfter der Fall ist, als man gewöhnlich annimmt. Diese günstigeren Fälle in der gewerblichen Hausarbeit der Frauen sind namentlich darauf zurückzuführen, daß das Hausgewerbe im Gegensatz zu der Stellung der Fabrikarbeiterin Raum für die gemeinsame Wohnung der Familie läßt, ja daß es einen privaten Wohnraum in ganz anderer Weise zur Voraussetzung hat, als die Arbeit in der Fabrik. Die eigne Wohnung aber weckt von selbst eine ganze Reihe natürlicher guter Eigenschaften des Weibes zu unmittelbarer Bethätigung. Die gemeinsame Wohnung der in der Hausindustrie und auch in dem kleinern häuslichen Gewerbe thätigen Frauen kommt dem natürlichen Zuge der Frau nach Ordnung, Sauberkeit, Sparsamkeit, Wirtschaftlichkeit und nach einem wenn auch noch so dürftigen häuslichen Behagen entgegen, und darauf sind die Spuren natürlichen Segens und die Keime sozialer Gesundung, die jeder sehen muß, wenn er die Verhältnisse auf diesem Gebiete eingehender beobachtet, wohl hauptsächlich zurückzuführen.

Immerhin wird nach alledem ersichtlich sein, ein wie bedeutsames Stück der Frauenfrage in den Verhältnissen der städtischen Dienstboten, der Fabrikarbeiterinnen und der in der Hausindustrie thätigen Frauen beschloßen liegt. Natürlich hat dieses Elend längst die Augen der Volkswirte und Sozialpolitiker auf sich gezogen, und mit ihnen hat die thatkräftige Liebe zum Nächsten, mag sie auf religiösen oder humanitären Beweggründen beruhen, nach Mitteln gesucht, um diesem ungeheuern Elende abzuhelpen.

Was die weiblichen Dienstboten anbetrifft, so liegt ein wichtiger Teil der Aufgabe auf dem Gebiete der Schule, der andre Teil aber im wesentlichen bei den Dienstherrschaften. Bei der Schule ist nicht ausschließlich an die Volksschule zu denken, sondern mit Rücksicht auf die Dienstherrschaften auch an die höhere Schule, insbesondre die höhere Mädchenschule. Die Art und Weise hier abzuhandeln, wie die Schule diese besondere Aufgabe zu lösen habe, ist selbstverständlich ausgeschlossen. Wenn nur die Leiter der Volksschule und die Lehrer in ihrem Amte überhaupt ihre volle Pflicht und Schuldigkeit thun, dann wird auch ein beträchtlicher Teil der Verirrung und Verwirrung schwinden, womit das Dienstbotenverhältnis heutzutage vergiftet ist. Wenn es nur gelänge, die ernste Aufmerksamkeit der Schulkreise auf dieses Sondergebiet zu

richten, so wäre schon viel erreicht. Das wäre wirklich einmal ein praktisches und fruchtbares Thema für Lehrerkonferenzen, Lehrervereine und Lehrertage, viel praktischer, als die Erörterungen über die unglückselige Illusion einer allgemeinen akademischen Bildung für die Volksschullehrer, worüber seit einigen Jahren — zum Schaden für die den Lehrern so sehr zu wünschende allgemeine, öffentliche Achtung und Anerkennung — viel leeres Stroh gedroschen worden ist. *)

Aber die Schule allein thut es nicht und kann es nicht thun, weder bei der dienenden Jugend, noch bei denen, die sich dienen lassen. Und da es sich hier um sittliche Einwirkungen handelt, da es darauf ankommt, auf beiden Seiten die Würde des Dienens als Beruf wieder zu Ehren zu bringen und Liebe zu säen, um Liebe zu ernten, so darf man hier auch an der Kirche nicht vorbeigehn. Zwar ist die Kirche auf dem Gebiete der Heilung sozialer Schäden heute — es ist das bedauerlich genug — einigermaßen in Mißkredit geraten, und zwar mehr noch in den evangelischen als in den katholischen Teilen unsers Vaterlands, und der Einfluß der evangelischen Predigt und selbst der Seelsorge auf unser Volksleben wird in der großen Menge unsrer Bevölkerung, auch in nichts weniger als kirchenfeindlichen Kreisen, verzweifelt gering eingeschätzt. Wie man aber auch hierüber denken mag, die organisierten Kirchen bestehn doch noch, sie sind thatächlich noch eine Macht, sie üben noch immer merklichen Einfluß, und was mehr bedeutet, dieser Einfluß ist in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht bloß breiter, sondern auf bestimmten Gebieten auch wieder tiefer geworden. Es mag sein, daß die Kirche nicht immer an den rechten Punkten und in der rechten Weise eingesetzt hat, aber eingesetzt hat sie, und ihrer großen erzieherischen Aufgabe ist sie sich immerhin je länger je mehr bewußt geworden. Man muß, um hier klar zu sehen und gerecht zu urteilen, nur vermeiden, Kirche und Geistlichkeit zu identifizieren. Dies alles läßt sich auch für die katholische Kirche nicht mit Grund bestreiten, so wenig uns Evangelischen ihre fortschreitende Petrifizierung, d. h. ihr wachsendes ultramontanes Gepräge gefallen mag. Recht eigentlich aber trifft es

*) Daß das Streben eines Volksschullehrers, der das Zeug dazu hat, sich eine höhere wissenschaftliche Bildung anzueignen, nach Ermöglichung einer vollen akademischen Ausbildung unter Umständen voll berechtigt sein kann, soll nicht verkannt werden. Aber solche Fälle sind Ausnahmen, und in solchen Ausnahmefällen sind auch von jeder Volksschullehrer dazu gekommen, die Maturitätsprüfung zu machen und die Universität zu besuchen. Aber man soll doch nicht solche Ausnahmen zur Regel machen wollen. Das wäre der Ruin der deutschen Volksschule, die doch immer noch an der Spitze der Schulen aller Kulturstaaten marschirt. Man erweitere und vor allen Dingen vertiefe die Seminarbildung der Volksschullehrer. Damit wird ihnen und der Schule der rechte Dienst geleistet. Nicht aber mit einer ideologischen Überspannung der Bildungsforderungen, hinter der nur zu oft die Überspannung sozialer und persönlicher Ansprüche steckt. Nichts schadet unsern Lehrern bei den Gemeinden mehr als das Hervortreten mit derartigen überspannten Ansprüchen. Es ist verkehrt und inhuman, den Lehrern den Weg zu weiterer wissenschaftlicher Bildung zu verlegen oder zu erschweren. Der richtige Weg dazu ist aber für den Durchschnitt auch der tüchtigen Lehrer nicht das Universitätsstudium, sondern die wissenschaftliche Fachfortbildung in besonders zu veranstaltenden Fortbildungskursen. In Preußen wird dieser Weg mit Recht planmäßig verfolgt.

zu bei den evangelischen Kirchen. Soviel an der Bildung, Vorbildung, Erziehung und Wirksamkeit vieler evangelischen Geistlichen auszusagen sein mag, und so dringend hier eine gründliche Wandlung erstrebt werden muß, durch die evangelischen Kirchen geht zweifellos heute ein frischerer und thatkräftigerer Zug. Das glückliche und zu rechter Zeit gesprochne Wort des Fürsten Bismarck vom praktischen Christentum ist nicht leerer Schall und Rauch geblieben. In vielen Herzen hat es Wiederhall gefunden, und es hat begonnen Frucht zu tragen. Die innere Mission der evangelischen Kirche ist eine große Macht geworden, und ihre Segensspuren lassen sich auch in unserm Volksleben deutlich genug erkennen. Gegen diese Thatsache kann auch der nüchterne und kühle Beobachter die Augen nicht verschließen. Und von da aus läßt sich auch für das Elend der Dienstbotenwelt auf Besserung, Hilfe und Heilung hoffen. Man vergegenwärtige sich nur einmal die weitreichenden, segensreichen Einwirkungen der Diakonissenarbeit, die recht eigentlich eine Apotheose des Dienens als Lebensberuf ist. Auf die innere Mission, mag sie in engerm oder mehr lockerem Verbande mit der organisierten Kirche stehn, sind eine ganze Reihe von Erscheinungen im Volksleben zurückzuführen, die auch für die Dienstbotenfrage als das Morgenrot einer bessern Zeit erscheinen. Man kann schon heute mit gutem Grunde sagen, daß durchschnittlich die Haltung der Dienstherrschaften ihrem Gesinde gegenüber humaner, rücksichtsvoller, nachsichtiger, ja sogar liebevoller und meinetwegen christlicher oder mehr dem Evangelium entsprechend zu werden begonnen hat. Freilich mögen sich viele Dienstherrschaften zu diesem menschlichem Verhalten gegen ihre Dienstboten mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe bequemen. Das mag schon sein. Aber die Anfänge der Besserung machen sich bemerkbar, und wo es zu sprossen anfängt, da darf man den nicht schelten, der auf Blüten und Früchte hoffen zu dürfen glaubt. Pessimistisch der Dienstbotenfrage gegenüberzustehn, haben wir also weder Anlaß noch Recht. Daß Schäden dieser Art nicht über Nacht und nicht von heute zu morgen heilen, versteht sich von selbst, und mit einiger, vielleicht mit vieler Geduld wird man auch diesem wie jedem Heilungsprozeß gegenüberstehn müssen. Aber hoffnungslos ist dieser Schaden nicht.

Viel komplizierter liegt der Schaden wie seine Ausheilung bei den Fabrik- und gewerblichen Arbeiterinnen. Zwar gilt das von den Dienstboten Gesagte auch hier. Schule, Kirche und Erziehung werden das Übel auch hier an der Wurzel zu bekämpfen bestrebt sein müssen, und die innere Mission mit ihren trefflichen Mädchenheimen in den großen Städten, auch die Haushaltungs- und Kochschulen haben hier ein weites und dankbares Feld rettender, bewahrender und erziehender Wirksamkeit. Aber die Fabrik- und hausgewerbliche Arbeit der Frauen steht in weit größerem Maße als das Dienstbotenverhältnis in unmittelbarem Zusammenhange mit den großen wirtschaftlichen Entwicklungen der Produktion, der Lohnbewegungen, der Konjunkturen und der Konkurrenz. Daraus ergibt sich, daß hier wirksame Hilfe zur Abstellung vorhandner Mißstände wesentlich abhängt von dem Handeln der Arbeitgeber, sei es, daß diese in ihrem eignen Interesse freiwillig humane Veranstaltungen treffen, um die

Arbeiterinnen zu schützen, zu bewahren, zu sichern und zu heben (Wohnungen, Schutzmaßnahmen, Konsumvereinsbestrebungen mit Unterstützung von den Betriebsunternehmern u. a.), oder daß der Staat sie nötigt, sich im Interesse nicht bloß der männlichen, sondern auch der weiblichen Arbeiter an den großen Organisationen des Staats zum Schutze und zur Hebung der Arbeiter zu beteiligen. Hierher gehören nicht nur die Vorschriften zum Schutze der arbeitenden Frauen gegen Betriebsgefahren, die Vorschriften im Sinne der Gewerbehygiene, die gesetzlichen Normen über die Arbeitszeit und ähnliches, sondern hierher gehört namentlich die gesetzlich geordnete und geförderte Teilnahme der Arbeiterinnen an der reichsgesetzlich organisierten Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung. Hierdurch ist diesem weiblichen Arbeitspersonal eine — wenn auch zum Teil niedrig bemessene — soziale Fürsorge gesichert, die auch von den Arbeiterinnen allmählich mehr und mehr wohlthätig empfunden und gewürdigt zu werden scheint, während diese anfänglich ihrer Einbeziehung in diese staatlichen Organisationen fast durchweg gleichgültig, ja mißtrauisch, hoffnungslos und ablehnend gegenüberstanden. Der Staat und die Gemeinden haben ein auf der Hand liegendes Interesse daran, daß auch diese Arbeiterinnen der Großindustrie und des Hausgewerbes in wirtschaftlich wenigstens erträgliche und sozial befriedigendere Zustände gelangen und dadurch den Einflüssen der wilden, revolutionären Gleichheitspropaganda entzogen und einem möglichst befriedigenden, wirtschaftlich und sittlich gesicherten Dasein entgegengeführt werden. Diese Andeutungen werden an dieser Stelle ausreichen, um den tiefen Zusammenhang der Zustände der Fabrikarbeiterinnen mit der Frauenfrage hervorzuheben. Treitschke mag Recht haben, wenn er es als Aufgabe der Sozialpolitik bezeichnet, soviel wie möglich dafür zu sorgen, daß keine Frauen mehr in den Fabriken thätig sind. Es müßte bei normaler Entwicklung dahin kommen, daß der Fabrikarbeiter durch seine Arbeit allein genug erwirbt, daß er seine Familie erhalten kann. Allein einstweilen bleibt diese Perspektive noch ein ziemlich optimistisches Ideal, dem wir uns wohl nähern können, das wir aber in absehbarer Zeit schwerlich verwirklicht sehen werden.

Dienstboten, Fabrikarbeiterinnen und hausgewerblich thätige Frauen sind hiernach sicherlich weit enger mit der Frauenfrage verflochten, als man in der Regel zu wissen und anzunehmen pflegt. Aber der Kern, der eigentliche Mittelpunkt der modernen Frauenfrage sind sie nicht. Dieser liegt vielmehr in den mittlern und höhern Schichten der Gesellschaft, und die Frauen dieser Gesellschaftsschichten pflegt man vorzugsweise im Auge zu haben, wenn man von der Frauenfrage spricht.

(Fortsetzung folgt)

